



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

J., C.: Katholische Belletristik und Publizistik. 3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Katholische Belletristik und Publizistik

3



enden wir uns nun von den Worten zu den Taten, von der Kritik zu den eignen Leistungen der beiden Zeitschriften und ihrer Dichter, so fehlt selbstverständlich das, was man im prägnanten Sinne Erotik nennt, vollständig, aber nicht die Liebe im edeln Sinn. Es sind kleine Sachen, wie sie die besten der protestantischen Familienblätter zu bringen pflegen: Skizzen aus dem Volksleben, namentlich zum Mitleid bewegende, Stimmungsbilder, Novellen und Novelletten, deren Helden heroische Entsaugung üben oder um einer Schuld willen einen tragischen Tod erleiden. Unter den Autoren ist einer, den die Grenzbotenleser gut kennen, mit zwei Geschichten vertreten: Timm Kröger. Einen andern kennen sie vielleicht, da er auch im Feuilleton der Schlesischen Zeitung und andrer protestantischer Organe nicht selten zu finden ist: den katholischen Volksschullehrer Paul Keller. Bismlich häufig sind die neutestamentlichen Legenden in der Weise von Selma Lagerlöf, die auch selbst mit einer solchen erscheint. Zu den Produktionen im höhern Feuilletonstil dürfen wir wohl auch solche rechnen, wie den Bericht über einen Besuch bei Frederi Mistral und eine Unterhaltung von geistreichen Freunden am Mittagstisch zu Weimar über das Thüringerland („Der Nibelungendichter“ von Fritz Bienhard). Der eine spricht: „Ich hätte nicht übel Lust, die Wartburg zum Mittelpunkt einer großen dramatischen Dichtung zu wählen. Denn was für köstlich charakteristische drei Kulturwelten haben auf der Höhe dieser Burg symbolische Gestalt gewonnen! Die Frühlingswelt der Minnesänger: weltlich, lebensstark, umrauscht von der phantasievollen Hohenstaufenpolitik. Dann die ernste Gegenstimmung unter der heiligen Elisabeth, ein jäh hervorbrechendes Verlangen nach Heiligung und Verinnerlichung, unter dem herüberwirkenden Einfluß jenes Gefühlslebens, das der herzengeniiale Franz von Assisi entfesselt hatte. Endlich des stürmischen Martin Luthers Atemholen auf der Wartburg nach dem Reichstage zu Worms.“ Es wird dann an Scheffels Plan eines Wartburgromans erinnert, und als Frucht dieses Gesprächs folgt die Skizze eines Romans: Niederlage, Läuterung und Sieg des Nibelungendichters Heinrich von Osterdingen.

Unter den zahlreichen Gedichten der beiden Zeitschriften findet man auch (in der Literarischen Warte) Stücke aus Sagesse von Paul Verlaine und Oscar

Wilbes Ballade vom Zuchthause zu Reading sowie (im Hochland) einige Oden des 1604 gebornen Jakob Balde (er hat seine Gedichte in horazischen Metren bekanntlich als Jesuit verfaßt). Zwei Strophen aus der Ode: „An die Deutschen“ lauten:

Sieh auf andre Länder! [Völker!] Zieh'n umher sie,
 Daß sie nirgend in aller Welt als sich nur
 Fremde bleiben? Sie sehn das Ausland an mit
 Stolzer Verachtung.
 Und du, Deutscher, allein, willst deine Mutter,
 Aus der Fremde gekehrt, französisch grüßen?
 O spei aus, vor der Haustür spei der Seine
 Häßlichen Schlamms aus.

Bravo! muß man rufen, aber wenn Balde gute deutsche und schlechte lateinische Verse gemacht hätte, statt viel gute lateinische und wenige aber desto schlechtere deutsche zu dichten, so würde das Bravo noch herzlicher herauskommen. In demselben Hefte wird gezeigt, wie gerade die Jesuiten schuld gewesen sind an der literarischen Rückständigkeit Süddeutschlands, indem ihre Schulen noch fortführen, ausschließlich das Lateinische zu pflegen, als die protestantischen Schulen Norddeutschlands von dieser humanistischen Verirrung schon zurückgekommen waren. Auch an längern Erzählungen in Versen fehlt es nicht, wie (Lit. W.) „Im Banne des Karussells“ von Nikolaus Welter. Der bedeutendste Beitrag in Versen aber ist: „Der Narr in der Manjarde“, ein zur Feier des Cervantesjubiläums von Don Karzisse Serra gedichteter Schwank, der eine lustige Episode aus der Entstehungsgeschichte des Don Quijote dramatisch darstellt. Die Prinzessin Maria de la Paz hat ihn für die L. W. sehr schön in vierfüßigen Jamben bearbeitet. Der Pater Dr. Eypeditus Schmidt schreibt in einer Rezension dieser Übersetzung, hier scheine der Stil gefunden zu sein, in dem man spanische Dramen übersetzen müsse; „ihre Achtsilber sind einmal keine Trochäen, wie wäre es, wenn wir sie gleich zu Jamben machten?“ Da wir gerade bei der Poesie im engern Sinne angelangt sind, so mag hier noch zweierlei eingeschaltet werden. Einmal, daß der Beuroner Benediktiner Ansgar Böllmann zur Schillerfeier einen Jubiläumsbeitrag: „Was ist uns Schiller?“ (Jos. Kösel, Rempten und München, 1905) geliefert hat, in dem es heißt: „Das ist uns Schiller neben dem, was er auch den andern ist: der Schöpfer einer wunderbaren geistigen Welt, in der wir als in einer Dase, vom Staube des Alltags gereinigt, unser heißes Herz eintauchen dürfen in kaskadische Quellen, und darum nennen wir Katholiken ihn mit doppeltem Recht unsern Schiller.“ Zum zweiten, daß man mir auch ein paar Duzend Hefte von zwei katholischen Monatschriften geschickt hat, die ausschließlich der Lyrik gewidmet sind, auf deren Studium ich aber schon darum verzichten muß, weil mein Magen, gleich dem der Mehrzahl der heutigen Menschen, soviel Lyrik nicht verträgt. Die eine, von dem eben genannten Pater Böllmann herausgegebene, heißt „Gottesminne“, die andre: „Dichterstimmen der Gegenwart. Illustriertes poetisches

Organ für das katholische Deutschland.“ Die Illustration beschränkt sich auf je ein Dichterporträt in jeder Nummer. Borniert konfessionell können die Dichterstimmen nicht sein, denn sie bringen auch Beiträge und Bildnisse von so modernen Männern, wie der Breslauer Paul Barsch einer ist. Die heutige Pseudonymenmode obskurer Leute, die wahrlich nicht nötig haben, wie der Freiheitslieder dichtende Graf Auerzperg ihr wahres Gesicht hinter einer Maske zu verbergen, ist reiner Unfug, aber einem der hier abkonterfeiten Dichter möchte ich selbst zu einem Pseudonym raten, er heißt nämlich Kieger=Reimmichel.

Von größern Werken der Erzählliteratur enthalten die mir vorliegenden Hefte, und zwar fünf Hochlandshefte, nur eins: vier Fortsetzungen und den Schluß des Romans: Jesse und Maria von Enrica von Handel=Mazzetti. Ästhetisch hat ihn Heinrich Spiro im 47. vorjährigen Grenzbotenheft gewürdigt, hat auch die Fabel kurz erzählt; hier aber muß noch auf Einzelnes eingegangen werden, weil diese merkwürdige Erzählung aus der Zeit der Gegenreformation höchst charakteristisch ist für die Gemütsverfassung nicht bloß der Verfasserin, sondern auch der Zeitschrift, die sich ihrer angenommen hat, und ihrer Leser. Freilich nicht aller ihrer Leser. Im Anfange, nach den ersten Fortsetzungen sind Bedenken, auch heftige Proteste laut geworden. Ein „Eingesandt“ der Augsburger Postzeitung nannte das Werk einen perfiden Tendenzroman. Und bigotte Katholiken mußten sich freilich bekreuzen, wenn sie lasen, daß Jesse dem Gatten Marias, dem Förster Schinnagel, Luthers Bibel bringt, und daß die den Mann „gefangen nimmt wie einen Verliebten die ars amandi“, sodaß er Tag und Nacht nicht davon loskommt. Oder wenn der junge schöne Jesse, als ihm das „Tasert“ gezeigt wird, den Förster anfährt:

Seid ihr ein Narr? Ein solches Ungetüm betet Ihr an, schon an die achtzehn Jahr! Psui dich an! — Was für ein Ungetüm, stammelte der Förster, durch die wilde Rede so erschreckt, daß er ihren Sinn nicht sogleich faßte. — Nun, Cure heilige Maria da! rief der Lutheraner, mit seinen schönen blauen Augen in die grellen der Thaumaturga, von denen Ströme milchweißer Tränen rannen, verbohrt. Wißt Ihr nicht, Mann, daß Gott die Schönheit ist? Wie könnt Ihr die inkarnierte Häßlichkeit anbeten? Der Kopf einer Meduse, der Leib einer Empuse, und das nennt Ihr heilige Maria, das betest du an, das hat dich geheilt! Psui, psui, schäm dich! — Der Förster zuckte unter diesen grausamen Worten wie unter ebensoviele Rutenhieben zusammen. Er schämte sich, ja, das tat er, nicht seiner Andacht zum Bild, sondern der Häßlichkeit des ihm werten Bildes, über die ihm der Lutheraner unbarmherzig die Augen öffnete. — Herr, spricht er flehentlich, ist ja wahr, sie ist nit gar schön, ich seh es jeko, aber glaubt mir, sie war schöner, die letzte Gefrier hat sie angegriffen, ich will sie aber übermalen lassen, ja das will ich. — Nein, nicht übermalen, weg, weg damit, befahl heftig der Lutherische.

Herzliche, ungeteilte Sympathie wird erweckt für den armen treuen Geiger, der den eingekerkerten lieben Herrn Jesse retten möchte, und Abscheu vor den rohen Katholischen, die den kranken Mann mißhandeln, daß er unter ihren Händen stirbt. Auch die folgende Szene ist nicht gerade geeignet, Ehrfurcht vor der kaiserlich habsburgischen Regierung und ihrem Glaubenseifer einzu-

flößen. Maria sieht das Schiffsziehen bei Krens. Sie erinnert sich daran, wie ihr als Kind die armen abgetriebenen Pferde immer so leid getan haben.

Aber was ist denn das? Habens nit Pferd genug können austreiben in Preßburg? Was sind das für Männer, die da statt der Pferd ziehen, dürr wie die Knochenmänner auf den Freithofstafeln, mit schrecklichen hohlen Gesichtern, ungekämmten, zottigen Haaren und Bärten, gleichermaßen elend junge wie alte, ja, die jungen fast noch elendiger! Ach, sie haben Ketten, es sind Gefangene! Wie hart sie ziehen, lieber Herrgott! Aus ihren elenden Brüsten kommt Winseln und Gejammer; etliche husten und werfen Blut aus. Wilde Gefellen in Waffen klirren neben ihnen einher, fluchen, wüten, stoßen gar mit den Lanzen zu, wenn einer etwan verschmaufen will oder nicht weiter kann für Schwachheit. Was führt ihr da für Leute gefangen? fragte Maria mit ihrer milden Stimme in den greulichen Lärm hinein. Seind wohl von Türkenland? und ihr Herz bewegte sich in Mitleid mit den armen Türken. — Türken? Schnacken! Schnarchte der Anführer der Treiber, der, das Schwert an der Seite, die Karbatsch in der Faust, großbauchig wie der Weinmeister, auf einem plumpen Apfelschimmel dem Zuge voran ritt. Christen seind, aber schlechte! Dieb, Plagiari, Seiner Majestät heilige Siegelfälcher, Kezer und andre malefizerte Lumpenhund, seind auf Lebenszeit ins hungrißche Grenzhaus erkennt, und damit sie da nit zu fett werden, als müßens Seiner Majestät Schiff ziehen, was vor solche Besten gar gesunde Arbeit ist.

Und es nimmt nicht gerade für die fromme Maria ein, daß sie denkt: „Diese armen Männer schlägt man und spannt sie an; dem Buben, der mehr Böses tan hat dann alle Dieb und Mörder miteinander, geschieht nichts.“ Mit dem Buben meint sie ihren jungen und schönen Gutsherrn, der ihren Mann und die Bauern zum Luthertum verführen will. Aber andererseits erscheint doch auch diese strenggläubige Maria in vielen Szenen so lieblich und rührend, und treten unter den Katholiken neben manchen abstoßenden Gestalten so viele anziehende auf, daß man deutlich sieht: die Absicht der Verfasserin ist es nicht, katholische Leser zum Abfall zu verlocken. Sie schildert eben mit bewundernswürdiger Objektivität die Wirklichkeit. Wenn jedoch Spiero meint, sie behandle die religiösen Probleme „nicht mit irgendeiner vorgefaßten Tendenz, sondern aus den Tiefen eines Herzens, das sich zu der einen Seite bekennt, ohne das Recht der andern zu verkennen“, so möchte ich lieber sagen, das eben sei ihre Tendenz, das Recht beider Parteien klar zu machen. Maria bringt die Zeit während der Hinrichtung Jesses, den sie denunziert hat, in Verzweiflung zu. Mir hilft kein Arzt, ruft sie, als ihre Quartierwirtin, die sie für krank hält, nach dem Arzt schicken will: „Mir hilft nichts! Ich hab einen Mann zum Tod bracht; nicht er, ich bin der Sünder.“ Jesse aber bekennt auf dem Schafott: „Ich stehe hier zum Tode verdammt, weil ich den Priester angefallen habe. Gott, du weißt, wie es kommen ist, ob ichs in Tücke tat oder in Hitze. Diese Schuld ist meine schwerste nicht. Tückisch bin ich ein andersmal gewesen, da ich arme Leut — hier wanckt seine Stimme, die Hände fallen ihm herunter, todschwer ist das, kaum wills über die Rippen, aber es muß — betrügen und bestehlen wollt, um ihren einzigen Schatz und Trost, den sie in ihrer Armut

hatten (das Tafel, das Gnadenbild). Das ist mein Todesschuld, ich will sie büßen; nehmt mich jetzt und gebt mir meinen Lohn." Maria dagegen erkennt: was sie zur Denunziation getrieben hat, das ist nicht Seelenliebe, sondern Stolz gewesen. Das Wort eines Beichtwaters fällt ihr ein: „Das ist der Teufel, der dir die Demut nehmen will; der dir Mitleid gibt, ist nicht der Teufel.“ Jetzt ist es da, das Mitleid, sagt sie sich, was nichts mehr nützt!

Ein im strengen Sinne wissenschaftliches Organ scheint Hochland nicht werden zu wollen. Ein solches haben übrigens die deutschen Katholiken schon, abgesehen von einigen Fachzeitschriften, an den Stimmen aus Maria Laach. Denn wenn die Jesuiten auch wegen ihrer dogmatischen Engherzigkeit für heutige Theologie und für Geschichte nicht in Betracht kommen, stellen sie doch ihren Mann in Philosophie, Naturwissenschaften und Geographie. Dagegen sind die historisch-politischen Blätter, die bis 1870 wissenschaftliche Geltung beanspruchten, seitdem sehr heruntergekommen, wie ich vor einiger Zeit beim Durchblättern einiger neuern Jahrgänge gesehen habe. Wissenschaftlich bedeutend ist in den sieben Heften Hochland nur die Abhandlung: *Felicité de Lamennais* von Lady Blennerhassett. Lamennais hat dasselbe Schicksal erlitten wie etwas später in Deutschland Döllinger: er hat zuerst den ultramontanen und dann den liberalen Katholizismus begründet und hat an keinem von beiden Freude erlebt. Von dem Franzosen schreibt die Verfasserin: „Lamennais dem Sozialisten ist von seinen Gesinnungsgenossen kein Dank gezollt worden. Lamennais, der eigentliche Begründer des Ultramontanismus im neunzehnten Jahrhundert, ist heute noch eine Macht im Katholizismus.“ Über seinen Wegbereiter de Maistre drückt sie sich für ein katholisches Blatt ziemlich stark aus: „Wer heute die Ungeheuerlichkeiten liest, die de Maistre, der Historiker, seiner Generation zumutete, den ergreift ein Gefühl des Entsetzens.“ Bemerkenswert sind mir außerdem erschienen ein Aufsatz von Peter Spahn über die Deutsch-Ostafrikabahn, worin unter anderm hervorgehoben wird, daß die Neger ohne Bahn ihre Produkte nicht verwerten, demnach auch die Hüttensteuer nicht zahlen können, und einige sozialpolitische Artikel. In dem einen wird bemerkt, man dürfe gegen Sozialpolitik nicht etwa das Wort Christi einwenden, Arme werdet ihr immer haben; er meine nur solche, die infolge leiblicher Gebrechen oder eines sonstigen Unglücks hilfsbedürftig seien; aber daß ein arbeitsfähiger und arbeitswilliger Mann nicht bis zu seinem Tode genug zum Leben habe, das sei ein Zustand, der bekämpft werden müsse. Ein anderer wendet sich gegen die Richtung, die jede sozialpolitische und Wirtschaftstätigkeit unter die Vormundschaft der Kirche stellen möchte. Es gebe kein spezifisch katholisches Sozial- und Wirtschaftsrecht; die Kirche habe nur die rechte Gesinnung zu pflegen und die Grundsätze aufzustellen, nach denen solche Tätigkeiten geübt werden sollen. In einem dritten Artikel wird gegen die Konfessionalisierung der Gewerkschaften und der Genossenschaften polemisiert. Die Raiffeisenkassen wolle man an manchen Orten zu einer protestantischen Institution stempeln, und von katholischer Seite versuche

man die christlichen Gewerksvereine mit konfessionellen Fachvereinen zu sprengen. (Die Personen, die das tun, werden nicht genannt; es sind einige Fanatiker in Trier, hinter denen der Bischof Korum stecken dürfte, und einige in Berlin, deren einer von Savigny heißt.) Sehr interessant sind zwei Artikel, deren einer über Marie Heurtin berichtet, während der andre die Autobiographie von Helen Keller rezensiert. Daß diese ein taubstummes und blindes Mädchen ist, an dem Fräulein Sullivan ein Erziehungswunder vollbracht hat, weiß jedermann in Deutschland. Dagegen hat vor dem Hochlandartikel noch niemand gewußt, daß einer französischen Nonne ein noch größeres Wunder gelungen ist. Während nämlich die Keller (gleich der ebenso bekannten Laura Bridgman) die beiden höhern Sinne erst im zweiten Jahre verloren, demnach einige Gesicht- und Gehörseindrücke, auch einige Übung der Sprachwerkzeuge in die Nacht ihres Seelengefängnisses aufgenommen hat, ist Marie Heurtin, ein Kind armer Leute, am 13. April 1885 taubstumm und blind geboren worden. Zehn Jahre alt, wurde sie zu den Schwestern de la Sagesse in Varnay gebracht, die 250 Blinde und Taubstumme verpflegen. In der ungewohnten Umgebung raste das unglückliche Wesen anfangs wie ein wildes Tier. Aber die Schwester Marguerite erfand eine Fingersprache, mit der sie ihrem Zögling das Verständnis der Außenwelt erschloß und Marie so weit brachte, daß sie eine gebildete und gefittete Person wurde und 1899 die erste Kommunion empfangen konnte „mit voller Einsicht in die Bedeutung des Aktes“. In dem Artikel über die Autobiographie der Keller wird bemerkt, es verursache Mißbehagen, wenn man darin seitens lange Urteile über englische, deutsche, französische, altklassische Literatur, sogar auch über bildende Kunst und Theater lese, „Urteile, die offenbar jeder hinreichenden Erfahrungsgrundlage und Selbständigkeit entbehren und nur aufgeschnappte Phrasen wiedergeben. Es ist höchst bedauerlich, daß die wunderbaren Erziehungserfolge der Fräulein Sullivan schließlich in eine solche oberflächliche Scheinbildung ausmünden, die mit dem Wesen einer Taubstummblinden noch unangenehmer kontrastiert als mit der Durchschnittsnatur eines vollsinnigen Backfisches.“ In der geistigen Entwicklung solcher Taubstummblinden sieht der Verfasser der beiden Artikel, Hubert Merker, eine glänzende Widerlegung des Materialismus.

Gerade den vom Materialismus freiesten pflegt sich der Druck des Materiellen am meisten bemerkbar zu machen. Die katholischen Verleger und Redaktionen sind im allgemeinen nicht auf Rosen gebettet. Zwar geht es manchen protestantischen auch nicht besser, dafür aber andern, den erfolgreichen, desto glänzender. Solche Erfolge sind für die katholischen ausgeschlossen, weil die Bedingung: die in die Hunderttausende gehende Abnehmerzahl, nicht beschafft werden kann. Die Folge davon sind schlechte Honorare. Nach der literarischen Warte kann es auch ein begabter Novellist höchstens auf dreitausend Mark im Jahre bringen, womit gesagt ist, daß man von Schriftstellerei nicht leben kann, wenn man ausschließlich auf katholische Abnehmer seiner Geistesprodukte angewiesen ist. Natürlich

strengt man sich an, die Lage zu verbessern, und versucht es teils aus diesem materiellen Beweggrunde, teils aus ideellem Antriebe mit allerlei Gründungen. So mit einem Mosenalmanach für katholische Studenten. Dann hat man eine deutsche Literaturgesellschaft gegründet, unter Hinweis auf Reclam zu ähnlichen Unternehmungen aufgemuntert. Einmal wird dem Bürgertum der Vorwurf gemacht, daß es sich vom Proletariat beschämen lasse. Senes lasse sich mit jämmerlichen Feuilletons abspeisen und verlange besonders sogenannte Aktualitäten. Ich habe seit Jahren, fährt der Kritiker fort, „den Zeitungsroman in einem Blatte verfolgt, das sich an die ärmsten, im allgemeinen weniger gebildeten Leser wendet, in einem sozialdemokratischen nämlich. Was fand ich da unter dem Strich? Einen der philosophischen Romane Emil Zolas, eine Reihe von klassischen Novellen, so von Kleist, Gaudys „Schülerliebe“ (worin nicht einmal die lateinischen Zitate übersetzt waren), einen großen instruktiven Roman über die französische Revolution (mit nicht übersetzten französischen Stellen), usw.“ Von der literarischen Beilage des Vorwärts (diese hat unter anderm Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde“ gebracht) will er nicht sprechen, weil er nur die Provinzpresse im Auge habe. Vor dieser Proletarierpresse müßten sich die bürgerlichen Blätter schämen, namentlich die katholischen. (Sollte nicht der „Idealismus“ der sozialdemokratischen Redaktionen darauf zurückzuführen sein, daß sie für alte klassische Sachen kein Honorar zu zahlen brauchen? Und wenn sie fremdsprachige Stellen nicht übersetzen, so wird wohl Unwissenheit oder Bequemlichkeit schuld sein, samt der Erfahrung, daß sich ihr anspruchloses Publikum so ziemlich alles gefallen läßt. Als Probe für die Unwissenheit mancher Geistlichen in literarischen Dingen wird folgende Anekdote erzählt. Ein Pfarrer beschwert sich darüber, daß der Redakteur die Leser mit seinen gar nicht interessanten persönlichen Angelegenheiten belästige. Der gute Mann hat nämlich Ibsens Nora, der ein Feuilleton gewidmet worden war, für eine Jugendliebe des Redakteurs gehalten. Unter den katholischen Zeitschriften mögen nun wohl die liberalen, ein nicht ganz passender Name, mit dem wir einmal in Ermangelung eines besseren unsre beiden bezeichnen wollen, den schwersten Stand haben, einmal darum, weil sie neue Konkurrenten sind, und dann ihrer Richtung wegen. Mit welchen Schwierigkeiten der katholische Buchverlag und demgemäß auch die Autorschaft zu kämpfen hat, schildert ein Artikel der Historisch-politischen Blätter, den die Literarische Warte abdruckt. Es heißt darin: „Der katholische Student kommt wissensdurstig auf die Universitätsbibliothek oder auf die öffentliche Bibliothek seiner Heimatstadt und verlangt das Werk eines katholischen Verfassers. Da tönt ihm entgegen: Wer hat Ihnen das Buch empfohlen? Oder: Dieses Buch ist mir unbekannt, oder auch: Aus diesem Verlag haben wir nur sehr wenig. Manche mißliebigen historischen Werke sind immer »verliehen«. Bestenfalls wird das Buch mit einem ironischen Lächeln übergeben. Bei solcher Erschwerung erlahmt zuletzt auch der eifrigste.“ Es wird deswegen vorgeschlagen, eine Zentralbibliothek für die deutschen Katholiken zu gründen.

Die Bedenken, Zweifel und Fragen, die den Lesern bei dieser Zeitschriftenchau aufgestiegen sein werden, mögen sie sich vorläufig selbst beantworten. Wollte ich darauf eingehen, so würde ein halbes Duzend Artikel daraus werden. Ich habe mich auch der kleinsten Glossen schon aus dem Grunde enthalten, weil ich den Eindruck dieses ganz objektiven Referats nicht abschwächen wollte. Wir sehen daraus, daß in unserm Vaterlande Tausende von gebildeten Katholiken leben, die, ohne ihrer Kirche im mindesten untreu zu werden, den besten Teil der deutschen Kultur mit uns gemein haben; die eifrig an der Überbrückung der Kluft arbeiten, die sie von uns trennt, und die nach tätiger Teilnahme am höchsten und feinsten Geistesleben der Nation verlangen. Das höchste und feinste Geistesleben werden ja gerade Katholiken vom Schlage Falkenbergs für sich in Anspruch nehmen. Indes können wir uns mit denen nicht auseinandersetzen, denn dadurch würden wir uns in die langwierigen Erörterungen verwickeln, die hier vermieden werden sollen. C. J.



Kunstgeschichtliche Umschau



Als waren schöne Zeiten, als wir begeistert den Muther lasen! Jung waren wir, und jugendlich stürmisch; keck sprach dieses Buch zu uns von der neuen Kunst des alten Jahrhunderts. Der brave Lübke und auch der greise Springer erschienen nun ganz und gar unmöglich und überholt. Die drei dicken Bände lasen sich wie ein spannender Roman. Ein rhythmisches Auf und Nieder belebte die Darstellung, die Gruppen der Wahlverwandten bildeten sich vor unsern Augen, kämpften und unterlagen, oder sie bestanden unerschütterlich den stumpfen Geist der Zeit. Es war eine Freude, an diesem vielgestaltigen Leben teilzunehmen, die Welt der bunten Bilder — Muther hatte ja nur die Malerei allein im Auge — erschien so unendlich reich und zukunftsreich. Wir begeisterten uns um so heißer für sie, je weniger positive Kenntnis wir von ihr hatten, je verschwommener wir unsre Vorstellungen über sie an den schlechten Reproduktionen jener Jahre genährt hatten. Auf Treu und Glauben gingen wir mit unserm Führer durch dick und dünn. Sing es doch wider die Philister! Gegen die Gartenlaubkunst! Gegen den Kitsch! Ach ja, es waren schöne Zeiten.

Aber ein jedes Ding hat seine Zeit. Es kam die Centennale bei der Weltausstellung von 1900 und zeigte neue Richtungslinien. Der eine oder der andre von uns ging nach England, durchstöberte die Sammlungen, dachte an Muther und schüttelte den Kopf. Und es kam das Aller schlimmste und Aller schönste: die Jahrhundertausstellung deutscher Kunst Anno 1906 in Berlin. Schlimm für so manche Kunstgeschichte, schön und erkenntnißschwer für uns. Wir sahen, daß Deutschland seine eigne, seine und besinnliche Kunst gehabt